

Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 1980

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Hilarion G. Petzold (1980a): Integrative Arbeit mit
einem Sterbenden mit Gestalttherapie, Ton,
Poesietherapie und kreativen Medien*

Erschienen in: *Integrative Therapie* 2/3/80, S. 181-193

In diesem Internet-Archiv werden wichtige Texte von Hilarion G. Petzold und MitarbeiterInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

Textarchiv H. G. Petzold et al.

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

* Aus der „**Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit**“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: EAG.FPI@t-online.de, Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>).

Integrative Arbeit mit einem Sterbenden mit Gestalttherapie, Ton, Poesietherapie und kreativen Medien

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf*

„Sterben heißt: das Leben vollenden. Sterbehilfe ist Hilfe zur Vollendung des Lebens. Diese Hilfe besteht erstens darin, daß gleichsam ein innerer Raum freigehalten wird, in dem sich Leben vollenden kann. Sie besteht zweitens darin, daß Führung zu innerem Wachstum gegeben wird“ (E. Ansohn 1969, 157).

Ich will hier kurz von einer Erfahrung berichten, die noch nicht so lange zurückliegt. Der Bruder einer Freundin (36 Jahre) lag mit Lungenkrebs im Sterben. Sie selbst wurde mit der Situation nicht mehr fertig, weil sie noch ihre beiden alten Eltern stützen mußte, die völlig zusammengebrochen waren. Sie hatte mich gebeten, sie doch ab und zu ins Krankenhaus zu begleiten. Das habe ich dann getan. Der Bruder, ich will ihn hier Lutz nennen, war in sehr schlechter Verfassung. Er wußte, daß er nicht mehr lange zu leben haben würde: Noch ein paar Wochen, hatten die Ärzte gesagt. Lutz war zwischen Verzweiflung, Hoffnung, daß vielleicht doch noch alles gutgehen könne, und Wut auf die ganze Welt hin- und hergerissen. Als wir ihn besuchten, redete er so, als würde er in den kommenden Wochen entlassen. Dann fing er plötzlich an zu weinen und sagte, er wisse ja, daß er sterben müsse, aber er würde einfach damit nicht fertig. Seine Schwester verstummte unter diesen Äußerungen immer mehr und sank in sich zusammen. Sie war völlig hilflos.

Ich hatte schon früher mehrfach mit Moribunden, unheilbar kranken Menschen gearbeitet (MS-Patienten) und hatte eine Reihe alter Menschen beim Sterben begleitet. Die Situation war also nicht fremd für mich. Ich hatte mich in meiner eigenen Therapie wieder und wieder mit dem Thema Tod, mit meinem Sterben-Müssen, auseinandergesetzt und hatte, so glaubte ich, meine Position gefunden. Altern, Tod und Sterben haben mich sehr lange beschäftigt. Ich hatte eine Reihe von Projekten durchgeführt und Einiges zu diesem Thema geschrieben (Petzold, Bubolz 1976, 1979). Dennoch hat mich die Situation von Lutz in ganz besonderer Weise betroffen gemacht. Lutz war damals etwa in meinem Alter gewesen, hatte einen ähnlichen Beruf, war erfolgreich, lebenslustig und voller Pläne. Ich erlebte, wie ich meine eigene Betroffenheit von mir wegschob, indem ich mich in die Rolle des Experten flüchtete, versuchte, diese Situation „professionell“ anzugehen.

*) Aus dem „Fritz Perls Institut für Integrative Therapie“, Düsseldorf (Leitung: Dr. med. Hildegund Heint, Prof. Dr. phil. H. Petzold).

Die Kübler-Ross'schen Phasen schossen mir plötzlich durch den Kopf, und ich nahm wahr, wie ich sachlich und fast „neben mir stehend“ mit Lutz ins Gespräch kam. Und kaum war mir das aufgefallen, zog ich in Gedanken wieder eine professionelle Schleife: „Aha“, dachte ich, „jetzt wehrst Du Deine Betroffenheit ab. Das Beste also ist, wenn Du ein Stück der Betroffenheit zeigst“. Und gleich darauf: „Wie unheimlich technisch Du bist“. Der nächste Gedanke: „Aber Technik ist doch ein ganz legitimes Mittel, mit Angst umzugehen“. Da war es deutlich: ich hatte Angst, Angst, Lutz sterben zu sehen; Angst, mit Lutz über sein Sterben sprechen zu müssen; Angst vor seinen Fragen, Angst davor, daß ich keine Antworten hätte; Angst davor, überhaupt sprechen zu müssen. Ich entschloß mich, von dieser Angst im Moment nichts zu zeigen, sie „wegzustecken“.

Nachträglich glaube ich, daß es genau das Richtige war: sich die Angst einzugestehen und nicht zu versuchen, sie durch den technischen Kunstgriff des „self-disclosure“ in den Griff zu bekommen. Heute denke ich, daß meine persönliche Beklommenheit, die in mir immer, wenn ich mit Sterbenden zu tun hatte, aufgestiegen ist, nicht mit therapeutischen Techniken und frommen Sprüchen aufgelöst werden kann, sondern, daß sie eingestanden und ausgehalten werden muß. Dann besteht die Chance, daß sich die Situation in mir selbst und zwischen mir und dem sterbenden Menschen ändert. Für mich gehören Angst und Beklommenheit zu jedem intensiven und persönlichen Kontakt mit Sterbenden.

Ich habe dann Lutz gesagt, daß ich öfters kommen möchte, wenn ihm das recht sei. Ich sagte ihm auch, daß es mir wichtig sei, seine Schwester ein bißchen zu entlasten, die einfach nicht mehr könne. Ich hatte ein ungutes Gefühl, als ich dies sagte, und am liebsten hätte ich den Satz wieder zurückgeholt: „Jetzt sagst Du ihm, daß Du nur wegen Deiner Freundin kommst, wegen der Schwester. Daß es Dir gar nicht um ihn geht“. Aber der Gedanke war falsch. Es war plötzlich ein Stück Verstehen zwischen mir und Lutz und in mir eine eigenartige Berührtheit darüber, daß ein Mensch, der im Sterben steht, die Belastungsgrenzen seiner Mitmenschen, Freunde, Verwandten sieht und akzeptiert. Wir kommen überein, daß ich Lutz zweimal in der Woche besuche, wenn ihm danach ist.

Der erste Besuch verläuft in einer eigenartig beklemmenden, ja zuweilen feindseligen Atmosphäre. Gegenüber dem vorausgegangenen Kontakt sieht Lutz sehr eingefallen und gelb aus. Während der gesamten Sterbebegleitung von Lutz waren für mich diese Wechsel in seinem Gesicht, Ausdruck und Verhalten belastend und schwer zu ertragen — einmal ein bißchen blaß, aber dennoch lebendig, wach, ja voller Hoffnung, ein anderes Mal, vielleicht nur einen Tag später, bleich, zerquält, vom Tode gezeichnet, ein Mensch, der sich aufgegeben hat.

Ich hatte einen Stuhl genommen, mich neben das Bett gesetzt. „Hallo“ sage ich. Lutz schweigt. Ich warte auf eine Antwort. Nach einer

Zeitlang: „Mir geht's heut nicht gut“. „Das sieht man“, antworte ich. Wieder macht sich das Schweigen breit. „Ich hab Dir was zu lesen mitgebracht“. „Ich lese nicht mehr!“ (ein Stapel Bücher liegt auf seinem Nachttisch). „Du bist wohl gekommen, mir beim Sterben zuzusehen! Interessant, was?“ Ich habe den Impuls zu sagen: „Wenn ich Dich störe und es Dir heut nicht gut geht, so gehe ich wohl besser,“ unterdrücke ihn aber. „Da weißt Du wohl nichts drauf zu sagen!“ Ich antworte: „Nein, jedenfalls wäre es mir nicht einfach.“ Lutz: „Ist ja auch egal. Zählt alles nicht mehr. Kannst Du mir sagen, was noch zählt?“ „Nein“ antworte ich, „wir können darüber sprechen. Ich hab da auch nichts Kluges anzubieten. Ich denke, du beschäftigst Dich hier mit Deiner Situation, und vielleicht könnte Dir ein Gespräch was helfen.“ Lutz: „Mir kann nichts und niemand helfen. Die Ärzte nicht, Du nicht, der liebe Gott nicht“ — „Aber vielleicht kann's was klären“, sage ich und fühle mich sehr verunsichert. Lutz: (sehr aggressiv) „Klären, klären, was gibt's da zu klären? Daß ich sterben muß? Das ist mir schon lange klar. Das ist eindeutig. (Sanfter) Weißt Du, ich möchte eigentlich wissen, warum *ich*, warum ausgerechnet ich. Warum nicht Du, warum nicht irgend jemand. Und ich weiß auch nicht, warum mich alle belügen, mir was vormachen. Die verheimlichen mir doch meinen wahren Zustand. Die halten mich wohl für blöd, für einen vollen Idioten. Als ob ich nicht wüßte, was mit mir los wär, daß es nur noch ein paar Wochen oder ein paar Monate reicht.“

Ich bin betroffen und verwirrt. „Ich weiß“ sage ich, „irgendwie wird niemand mit diesen Situationen so richtig fertig. Die meisten Leute, die Kranken selbst und die Menschen, die mit Ihnen umgehen, schieben das in der Regel von sich weg. Das Einzige ist vielleicht, wenn man miteinander spricht. Oft wird dann etwas klarer. Auch nicht immer.“ Lutz ist ruhiger geworden. Erschöpft. Er hat meine Unsicherheit gespürt, seine Aggressivität ist verflogen. „Vielleicht hast Du recht. Ich weiß auch nicht weiter. Ich weiß einfach nicht weiter“ (beginnt zu weinen). „Ich bin jetzt sehr müde. Geh jetzt bitte. Und ... bitte komm wieder.“ Ich drücke ihm die Hand, und das ist wie ein Versprechen. Ich gehe sehr niedergeschlagen nach Hause, und die gedrückte Stimmung läßt mich den ganzen Tag nicht los. Ich versuche, wieder zu mir zu finden, indem ich mit mir selbst in Gestaltdialoge trete (*Schiffman* 1971)

„Ich bin die Niedergeschlagenheit. Ich sitze in Deinen Knochen. Ich sitze unter Deiner Haut. Ich bin bis in Deine Zähne gedrunken und mache sie pelzig.“ — „Laß mich doch in Frieden. Ich will mich nicht niederdrücken lassen. Ich *will* Dir keinen Raum geben. Du kannst mich nicht zwingen.“ — „Du kannst mir nicht entgehen. Niemand kann mir entgehen. Die Endgültigkeit Deines Endes schlägt Dich nieder. Damit schlage ich Dich nieder. Ins Grab schlag ich Dich.“ (grob) „Ich weiß selbst, daß ich ins Gras beißen muß. Ich hab kein memento mori nötig.“ Ich spüre, wie ein großer Zorn in mir aufkommt — und eine Traurigkeit. Und diese Gefühle schütteln meinen Körper in raschem

Wechsel, schütteln die Niedergeschlagenheit heraus. Und ich weiß, daß ich ihrem Sog entgehen kann, wenn ich meinen Zorn und meine Angst und meine Trauer zulasse. Ich merke auch, daß mein Körper locker wird und die Spannung nachläßt, unter der ich, seitdem ich das Krankenzimmer betreten hatte, gestanden habe.

Wer mit Sterbenden arbeitet und sich auf sie einläßt, sie nicht nur als Objekte, Fremde, Puppen behandelt, muß lernen, seine Gefühle zuzulassen, seine Angst, seinen Schmerz, seine Ohnmacht, seine Wut. Sonst muß er sich abschotten, wird hart, in ungunstiger Weise routiniert. Er verliert ein Stück Menschlichkeit und muß sich panzern, um seine Regungen abzuwürgen.

Ich habe im Verlauf dieser Begleitung, stärker noch als in früheren, immer wieder das Zulassen meiner Gefühle wagen und mir gestatten müssen. Zuerst erlebte ich das als sehr anstrengend, später jedoch als Erleichterung. Besonders die Verspannungen und unangenehmen Körpergefühle traten nicht mehr auf. Der nächste Kontakt zwei Tage später verlief ausgeglichener. Lutz: „Ich war letztes Mal wohl sehr schwierig. Heute fühle ich mich schwächer. Dann langt's dazu nicht.“ H: „Aber zynisch bist Du heute auch.“ Lutz: „Es geht. Der Zynismus ist die einzige Waffe gegen den Tod.“ H: „Bißchen wenig.“ Lutz (lacht, ohne Bitterkeit): „Gegen den ist eben kein Kraut gewachsen! Weißt Du, manchmal habe ich eben auch das Gefühl und dann geht das auch ... Es muß eben jeder mal daran glauben. Und manchmal, wenn die Schmerzen mich so auffressen, dann wünsche ich es mir auch herbei. Aber meistens gehen Angst und Haß und Empörung in mir durcheinander. Heute fühle ich mich wenigstens klar. Aber unheimlich schwach. Es ist, als ob das Leben irgendwie aus mir herausläuft. Wie so 'ne Sanduhr, die ein Loch hat.“ (Schweigen) H: „Was geht Dir jetzt durch den Sinn?“ Lutz: „Dieses Bild vom Stundenglas.“ H: „Und was sagt Dir das?“ Lutz: „Daß meine Zeit rinnt. Ich rinne. Mein Blut rinnt aus mir. Irgendwo da innen drin. Da rinnt meine Lebenszeit weg. (weint ein bißchen). So viele vertane Lebenszeit.“ H: „Woran denkst Du jetzt?“ Lutz: „An vertane Jahre. An vertane Stunden. An all den Streit. An all die Arbeit - ich hab viel zu viel arbeiten müssen. Ich hab viel zu wenig Zeit für mich gehabt. Weißt Du, ich hatte das alles vor, reisen, Kinder haben, Zeit haben für Musikhören. Ich hatte das alles vor. (weint heftiger) Das ist alles viel zu früh.“ H: „Wem sagst Du das?“ Lutz: „Sicher nicht dem lieben Gott. Dem Leben oder mir selbst. Dem Tod würde ich es sagen, wenn man mit dem reden könnte.“ H: „Wenn Du mit dem Tod reden könntest, was würdest Du ihm sagen?“ Lutz: „Das ist schwer.... Man muß ja sterben... Ich weiß nicht.“ H: „Ich möchte Dir vorschlagen, das einfach mal aufzuschreiben, was Du ihm sagen würdest, wenn Du es fassen kannst. In so ein kleines Stück Prosatext oder in Verse. Überhaupt Deine Gedanken und Gefühle einmal aufzuschreiben.“ Lutz: „Ja, eigentlich möchte ich meinen Tod dokumentieren. Alles festhalten. Es soll mir nichts verlorengehen. Aber

ich fühle mich zu schwach dazu. Weißt Du, ich bin oft so benebelt. Die Medikamente und die Schmerzen und überhaupt. Ich will das schon und weiß doch, daß ich keine Kraft dazu hab. Ich fühl mich auch jetzt unheimlich müde und schwach. Irgendwie als ob die Kraft raus wär. Es ist schön, daß Du da bist.“ Ich sitze noch eine viertel Stunde bei Lutz, der erschöpft einschläft. Zwei Tage später ist der nächste Kontakt. Lutz geht es sehr schlecht. Wir sprechen wenig. Er hat zwei Gedichte geschrieben, die er mir zu Anfang des Besuches zeigt. Dann greift er nach meiner Hand und bittet mich, ich möchte heute nur ein bißchen bei ihm sitzen, er könne und möchte nicht reden. Ich lese die Gedichte und innerlich in mir weint alles.

*„Ich bin leckgeschlagen.
Und es ist nicht die lebendige See, die in mich eindringt.
Ich bin leckgeschlagen.
Und meine Seele läuft aus wie Öl.
Verschmutzend.
Ölpest.
Auch Ihr sollt sterben, Ihr Seevögel.
Mein Tod ist schwarz, schmierig,
ich verende
selbst
ein Seevogel.“*

Das zweite Gedicht lautete:

*„Ich bin grau wie der Sand im Stundenglas.
Uralter Sand,
der nicht alt geworden ist.
Er mißt Todeszeit.
Jedes Körnchen,
ein Stück Sterben.
Sand aus Gebeinen
Sand in mir
mein Gebein
rinnt
Korn um Korn
ins Nichts.“*

Lutz: „Sie sind sehr düster, die Gedichte, meine ich.“ H: „Ja, ich finde das erste bedrückend. Das zweite nicht so. Da rinnt für mich die Zeit Korn um Korn ...“. Lutz: (heftig) „Für mich war das schlimm. Ich bin zu dem Bild gekommen, weil ich solche Schmerzen hatte in meinen Knochen. Jedes Korn ist ja von meinen Knochen. Als ob man mir das Mark ausbohrt, die Knochen aufraspelt. Weißt Du, ich habe keinen friedlichen Tod. Ich werd keinen friedlichen Tod haben. Ich sterbe

qualvoll, viehisch.“ H.: „Wie die Wasservögel in der Ölpest“. Lutz: „Ja, ich hab das mal in der Bretagne erlebt. Tausende von kleinen schwarzen Klumpen. Weißt Du, das ist kein natürlicher Tod. Und das macht mich auch so zornig. So wahnsinnig zornig, daß ich so denaturiert sterbe, keinen richtigen Tod: Krebs.“ H.: „Was fühlst Du, wenn Du das so sagst?“ Lutz: „Kränkung, ein schlimmes Gefühl von Kränkung. Von Unheil, von Zerstörung, auch irgendwie entwürdigt. Das alles hier ist entwürdigend. Du bist entwürdigend, wie Du mir so zuschaust. Laß mich doch verrecken.“ H.: „Es macht Dich zornig, daß ich lebe und gesund bin. Ich kann diese Gefühle auch verstehen. Es macht auch keinen Spaß, dem zuzusehen, was mit Dir passiert und manchmal bekomme ich geradezu Schuldgefühle, daß ich gesund bin.“

Lutz: „Und warum machst Du denn das? Warum kommst Du denn her, warum zeichnest Du das auf und hältst das fest?“ H.: „Ich hab mich das oft gefragt. Nicht nur bei Dir. Ich hab ja schon bei manchen dabei gegessen. Meistens alte Leute. Vielleicht ist das meine Art, mit der Angst vor dem Sterben umzugehen. Möglichst nah herangehen, dann weiß man, wie es ist, wenn es einen selber trifft. Aber ich glaube, es ist nicht nur das. Mich hat das Altsein immer angezogen. Alle meine Lehrtherapeuten waren „große alte Männer“. Oft habe ich gedacht, ich würde bei den alten Menschen sehen, wie die ein gelungenes Leben hinter sich gebracht haben, wie denen das gelungen ist.“ Lutz: „Ich bin wohl das falsche Untersuchungsobjekt.“ H.: „Verdammt, Dein Zynismus geht mir jetzt wirklich auf den Geist. Warum bist Du nur so verletztend? Gut, jetzt hat es Dich erwischt, aber mich trifft’s auch, wie jeden, sicher. Lutz: „Tut mit leid. Ich pack’s manchmal nicht anders. Ich find es auch gut, daß Du das alles aufzeichnest. Wirklich. Du dokumentierst das für mich, ich kanns ja nicht mehr. Eigentlich beneide ich Dich auch, daß Du so was machst. Ich hätt das auch machen sollen. Ich hätt so vieles machen sollen. Ich hab so viel Unnötiges gemacht.“

H.: „Wenn Du willst, sehen wir uns das einmal an. Von dem, was ich von Dir weiß, trifft das für Dich nicht zu. Du hast doch ‘ne Menge Sachen gemacht, die wichtig sind. Mehr als mancher andere in der Zeit. Du hast jetzt die Augen geschlossen, kommt Dir ein Gedanke oder eine Erinnerung?“ Lutz: „Ja, es kommen Bilder aus meiner Kindheit, von dem Dorf ... ein Bachtal, sehr grün ... viele Bäume und Büsche sind da. Wir haben da gespielt, Kaulquappen und Köcherfliegenlarven gesammelt. Wir waren immer zu dritt, der Karl, der Bodo und ich. Wir hatten eine unheimlich gute Zeit. Ich würd’ da gerne noch mal hingehen. Ich war da schon ewig nicht mehr. Vor vier Jahren war da noch nichts verändert. Sonst verändert sich immer alles so schnell.“ H.: „Woran denkst Du, wenn Du das so sagst?“ Lutz: „An das Dorf. Unheimlich hat sich das verändert. Schon damals, als ich immer vom Internat nach Hause kam. Jedes Jahr war was neues gebaut.“ H.: „Warst Du die ganze Gymnasialzeit im Internat?“ Lutz: „Ja, alles andere war zu weit. Das mit dem Fahren ging nicht. Im Internat war es

gar nicht so schlecht! Ich war immer einer der Besten. Da möchten sie einen auch gern, die Pauker und die Schüler. Eigentlich ist mir alles leicht von der Hand gegangen.“

Wir gehen noch einige Kindheits- und Jugenderinnerungen in der Vorstellung durch. Sie haben durchweg positiven Charakter. Nach einiger Zeit sagt Lutz, daß er aufhören möchte, denn er werde müde. Wir sprechen noch ein bißchen. Lutz sagt: „Ich glaube so ein Stück Bilanz ist jetzt einfach wichtig für mich. Ich werd das für mich weiter machen, und wenn Du kommst, können wir es zusammen machen. Es gibt da noch ein paar Sachen, da möchte ich alleine nicht gerne hinschauen.“

Die *Bilanz* am Lebensende ist — ganz gleich, ob es sich um einen jungen oder alten Patienten handelt — von entscheidender Bedeutung. Sie ermöglicht die *Schließung* der Lebensgestalt. Die Szenen des Lebens müssen sich zusammenfügen. Der letzte Akt muß im Rückblick auf das gesamte Stück gespielt werden. Auf die Bedeutung der Lebensbilanz hatte mich zuerst mein Lehrer *Vladimir Iljine* hingewiesen (vgl. *Petzold* 1979 r). Er hat mit sterbenden Freunden und Patieten — oft in monatelanger Begleitung — Szenarien ihres Lebens erarbeitet, „um ein Bilanz im Angesicht ihres Todes zu ermöglichen, in der keine Rolle und kein Spieler ausgelassen wird, in der vergangenes Leben noch einmal lebendig werden kann“ (*Iljine* 1963). Er ist meines Wissens auch der Erste, der die Imagination von Situationen und Szenen in der Begleitung Sterbender systematisch einsetzte. *Butler* (1963) hat mit seiner „life review therapy“ einen ähnlichen Ansatz für die Behandlung alter Menschen vorgetragen (vgl. *Lewis, Butler* 1974), aber es folgt bei ihm keine systematische Aufarbeitung des Geschehens. In der Arbeit *Iljines* hingegen wird gezielt aufgearbeitet und im Unterschied zu den in seelsorgerlichen Sterbebegleitungen üblichen Bilanzgesprächen ein erlebnisaktivierendes Vorgehen angewandt. Es wird ganz bewußt die Imagination gleichsam „dramatisiert“.

Das „Drama der Gedanken wird im Gespräch nach ‚außen‘ gebracht, wird mitgeteilt, muß nicht mehr allein gespielt und betrachtet werden. Der Sterbende ist Autor und Zuschauer zugleich, wenn er sein Leben an sich vorüberziehen läßt, ja, wenn es an ihm vorüberzieht, sein Denken überschwemmt, ohne daß er es abstellen kann. Diese quälende Doppelrolle ist umso bedrängender, weil er gewesener Autor ist. Das Stück ist fertig, unverfügbar geworden. Er ist nunmehr nur noch Autor, Spieler und Zuschauer des letzten Aktes“ (*Iljine* 1963). Der Begleiter wird bei den Szenen der Lebensbilanz Zuschauer. Der Sterbende ist nicht mehr allein in seinem Drama, er kann sich mit einem weiteren Zuschauer über die einzelnen Akte, Szenen und Rollen austauschen. Es wird ihm auf diese Weise eher eine Betrachtung „aus der Distanz“ möglich, die Voraussetzung für eine Bilanz ist. Die Gestaltmethode bringt ein zusätzliches Element herein: die Dramatisierung der Szene durch Dialoge, die der Patient mit einzelnen Personen oder Dingen in

der Szene führen kann. Gestalttherapeutische Identifikationstechniken ermöglichen, die Ereignisse aus der Vergangenheit sich wirklich wieder zueigen zu machen. Es geschieht ein „reowning“, das die Integrationsleistung in der Bilanz fördert und erleichtert.

Nach der Niederschrift dieses Abschnittes in der Art, wie ich üblicherweise Artikel zu schreiben pflege, weiß ich, daß er für mich die Funktion einer Distanzierung hatte. Die Auswertung des Materials, die Transkripte und Protokolle greifen mich noch an, merke ich, und es stellt sich für mich wieder die Frage: was ist für mich aus dieser Begleitung noch unerledigt? Im Augenblick weiß ich keine Antwort darauf.

Mit Lutz habe ich in mehreren Sitzungen dann versucht, ihm bei der Lebensbilanz zu helfen, sich vergessene oder abgelehnte Szenen zueigen zu machen, ihm Auseinandersetzungen zu ermöglichen, die er vermieden hat und die er „nachholen“ wollte. Ich werde aus dem Material eine Szene herausgreifen, die ein Stück dieser Arbeit vermitteln kann.

Lutz: „So ein paar Sachen drücken mich schon sehr. Wenn ich das so bedenke, hätt ich einige Sachen anders machen sollen, besser.“ H.: „Ja, vielleicht kannst Du einmal schauen, was Dir da in den Sinn kommt?“ Lutz: „Das mit meiner Schwester. Ich hab eigentlich immer auf ihre Kosten gelebt. Ich bin immer bevorzugt worden, und ich habe das auch immer weidlich ausgenutzt.“ H.: „Wenn Du die Augen schließt und mal ein Bild von Deiner Schwester zu bekommen suchst, was kommt Dir da auf?“ Lutz: „Da seh ich gleich eine Szene mit Zeugnissen. Meins ist natürlich erstklassig, ihres ist ziemlich mittelmäßig. Alle hacken auf ihr rum und ich natürlich auch. Das hat mich noch größer gemacht. Die sitzt in der Ecke und heult, und ich sitz mit den Eltern und einem Onkel und so einer Tante von meiner Mutter am Tisch — bei den „Erwachsenen“. Und wir ziehen über die her. Jetzt kommt ein anderes Bild, da habe ich ihr Nachhilfe gegeben. Ich hab sie ganz schön gequält dabei, ihr so richtig gezeigt, wie doof sie ist.“ H.: „Was fühlst Du jetzt?“ Lutz: „Scham ... und Traurigkeit.“ H.: „Stell Dir vor, Du könntest es Deiner Schwester sagen, was Du jetzt fühlst.“ Lutz: „Marita, es tut mir leid, es tut mir wirklich leid. Es ist ja später besser geworden zwischen uns, aber ich bin immer oben geblieben, und ich habe es auch immer so gelassen. Und jetzt läuft es umgekehrt, jetzt bin ich unten, und Du stehst über mir. Ich schäm mich wirklich.“ H.: „Was meinst Du, was Marita antworten würde?“ Lutz: „Ach, die würd das herunterspielen: ‚hab ich nie so schwer genommen‘, oder: ‚ist doch alles vorbei‘. Sie war immer ganz fair zu mir, jedenfalls meistens. - Jetzt kommt mir noch ein anderes Bild, im Studium. Sie hat kein Geld gehabt, aber wenn sie was hatte, hat sie mir immer noch was abgegeben. Das hab ich auch gemacht, aber es hat erst immer ein großes Trara gegeben. Ich weiß nicht, ich hab sie wohl auch so behandelt wie mein Vater meine Mutter. Wir haben darüber nie gesprochen.“ H.: „Aber vielleicht kannst Du ja mal mit ihr darüber sprechen. Wenn sie Dich wieder besuchen kommt.“ Lutz: „Da ist sie wieder in einer so



Bild eines Sterbenden.

schlechten Position. Jetzt kann sie sich doch nicht mit mir so richtig auseinandersetzen, (bitter) man muß mich ja schonen.“ H.: „Aber vielleicht ist es doch wichtig, daß sie's einfach hört und Du es ihr sagen kannst.“ Lutz: „Mag sein. Ich werd darüber nachdenken, und wenn mir danach ist, sprech ich's an. Auf jeden Fall ist mir leichter, darüber gesprochen zu haben. Ich bin auch froh, daß sie ihre Sache geschafft hat. Da bin ich wirklich froh.“

(Leise) Ich merk, daß ich sie schon sehr lieb habe. Vielleicht sollte ich ihr das mal sagen ... Es ist genug für heute.“

Neben der Anregung, Gedanken und Gefühle in Prosa, Texten oder Versen aufzuschreiben, habe ich Lutz auch vorgeschlagen, das, was ihn bewegt, in Farben auszudrücken (Bubolz 1979; Petzold, Orth 1979). Ich hatte ihm Wachsmalfarben und einen Block mitgebracht, und er fühlte sich von dem Medium sehr angesprochen. Lutz: „Das Malen schafft mir Erleichterung. Manchmal lenkt es mich ab, und manchmal kann ich auch meine Schmerzen herausmalen. Dieses Bild z. B. (zeigt mir ein Bild, das nur in Rottönen gemalt ist, Spiralen, Flächen, Striche, nichts Konkretes), da hatte ich unheimliche Schmerzen. In mir war alles rot vor Schmerz. Da habe ich dann die Farben genommen. Erst habe ich mich unheimlich schwach gefühlt, und dann habe ich die Schmerzen in die Farbe hineingemalt, auf das Papier rauf geschmiert, so grell und brennend und beißend wie sie waren. Es war ganz eigenartig, die Schmerzen sind so in das Rot hineingeflossen aus mir auf das Papier hin. Danach konnt ich sehr gut schlafen.“

Ein anderes Bild zeigte eine Wiese, Bäume, einen Bach, die Szene aus seiner Kindheit, seinen liebsten Spielplatz. Ein weiteres Bild stellte eine untergehende Sonne hinter den Bergen dar, nur noch halb über die Gipfel schauend, die Wolken violett, orange, die schwarze Nacht im Heranziehen. In der blauschwarzen Wand, die von links in das Bild hineinragte fand sich ein einzelner Stern. Ein Teil der Landschaft, Bäume und kleine Häuser, lag schon im Schatten, ein Teil noch im Licht. Das Bild war sehr stimmungsvoll, und Lutz war sehr zufrieden mit ihm. Lutz: „Das Malen ist was Schönes; seit meiner Schulzeit hab ich das nicht mehr gemacht. Schade eigentlich. Man hätte das eigentlich machen sollen.“ Ich versuche, mit ihm das Bild gestalttherapeutisch auszuschöpfen.

H.: „Was empfindest Du, wenn Du so Dein Bild anschaust?“ Lutz: „Das ist ganz friedlich. Die Sonne hat keine so rechte Kraft mehr. Sie wärmt nur noch ein bißchen.“ H.: „Vielleicht kannst Du einmal die Rolle der Sonne übernehmen.“ Lutz: „Ich bin eine untergehende Sonne. Ich habe die Erde beschienen, ich habe Gräser und Blumen blühen lassen, und jetzt gehe ich zur Ruhe. Hinter die Berge.“ H.: „Vielleicht kannst Du die Berge sprechen lassen.“ Lutz: „Ich bin die Berge. Niemand weiß, was hinter uns ist. Wir verbergen ein Geheimnis. Wir bilden die Grenze zwischen dem Land der Lebenden und dem der Toten. Wir hüten unsere Grenze gut. Wir sind nicht übersteigbar.“ H.: „Was

antwortet die Sonne den Bergen?“ Lutz: „Ich sinke zwar hinter euch hinab, aber ich steige wieder auf (wird traurig). Ich bin keine Sonne, ich steig nicht wieder auf. Mich hüllt die dunkle Nacht ein.“ H.: „Laß die Nacht sprechen!“ Lutz: „Ich bin die dunkle Nacht, ich überziehe das Land, wenn die Sonne gegangen ist. Ich bin weich und dunkel, Finsternis. Ich ziehe gegen das Abendrot herauf.“ H.: „Was sagt das Abendrot?“ Lutz: „Ich sehe der Nacht entgegen, ziehe mich hinter die Berge zurück, vergolde die Bergkuppen, grüße den Abendstern in der Dunkelheit. — Ich bin der Abendstern, ich leuchte in der Dunkelheit, ich funkle von ferne aus dem weiten Weltall, aus unvorstellbaren weiten Räumen — wie ein Hoffnungsschimmer. (Zu mir gewandt) Vielleicht gibt es doch so etwas wie Hoffnung?“ Ich nicke: „Darauf hoffe ich manchmal auch.“ Lutz: „Auf die Hoffnung hoffen ... eigenartig, aber es stimmt irgendwie für mich.“

Wir schauen uns gemeinsam noch das Bild an, und ich lasse es auf mich wirken. Mir fällt eine Liedstrophe aus meiner Pfadfinderzeit ein, und ich sage sie Lutz: „Noch hinter Bergesrande steht braun der Abendschein, da hüllen sich die Lande in ihre Schatten ein, wo Sonne kaum gelacht, der Frierenden erbarmte, für kurze Zeit erwarmte, steht wiederum die Nacht.“ Lutz: „Das kenn ich auch, das ist alles lange, lange her.“ — Wir gehen ganz friedlich voneinander.

Ich kann über fünf Tage nicht kommen, weil ich ein Seminar durchführen muß. Wir hatten uns verabschiedet, und ich hatte versprochen, zwischenzeitlich anzurufen und zu schreiben. Aus den Telefonkontakten erfuhr ich, daß es ihm erheblich schlechter ging. Als ich ihn wieder besuche, springt mich sein Elend an, das gelbe, eingefallene Gesicht, die tief in den Höhlen liegenden Augen, und es wird mir eng ums Herz. Ich erfahre plötzlich ganz existentiell die Bedeutung des Ausdrucks: „Vom Tode gezeichnet“.

Lutz: „Es geht wohl zu Ende.“ H.: „Du siehst schlechter aus. Ich hab dir was Ton mitgebracht, weil ich dachte, wir könnten etwas in Ton gestalten. Aber das wird wohl zu anstrengend sein.“ Lutz: „Laß nur mal, ich kann's ja versuchen.“ Ich habe ganz weichen und geschmeidigen Ton bei mir, knete ihn noch gut vor und gebe ihm dann einen kleinen Klumpen. Lutz hält den Ton matt in der Hand und beginnt dann langsam eine Kugel zu formen, indem er den Klumpen wieder und wieder zwischen den Händen hin und her rollt. Er hat die Augen geschlossen und beginnt dann zu modellieren. Nach und nach gestaltet er ein eingefallenes Menschengesicht heraus. Das Gesicht ist fragmentarisch und doch gut erkennbar. Mit dem Daumen streicht er es glatt. Er schaut das Tongesicht an und streichelt es immer wieder: „Das ist mein Gesicht. Ein müdes Gesicht, kühl wie der Ton und glatt. Ich bin dieses Gesicht ... eigentlich ganz friedlich, wenn diese Quälerei zu Ende ist. Mein Gesicht aus Erde ... seltsam ... der Gedanke, daß mein Gesicht aus Erde ist. (Zu mir gewandt) Von wieviel Gesichtern mag wohl die Erde in diesem Ton sein? ... Ich bin jetzt müde. (Streichelt das Gesicht)

... mein Gesicht ist sehr müde geworden, (zu mir gewandt) es ist nicht schlimm; nicht so schlimm wie vor ein paar Wochen ... wirklich!" Lutz schläft über dem Streicheln des Tongesichtes ein.

Als ich zwei Tage später in die Klinik komme, ist er in die Agonie eingetreten. Ich bleibe mit seiner Schwester bei ihm. Er ist ohne Bewußtsein. Wir halten seine Hand oder seinen Kopf und sprechen leise an seinem Ohr, sagen ihm, daß wir bei ihm sind und daß wir bei ihm bleiben. Gegen zwei Uhr nachts schlägt er plötzlich die Augen auf, es ist wie ein Moment des Erkennens, ein Blick, der von sehr weit her kommt, uns erreicht und sich durch uns hindurch in einer nicht mehr erreichbaren Weite verliert. Wir sind beide ganz ruhig, bedrückt und doch irgendwie erleichtert. Ich bringe Marita nach Hause, und schlafe, bei mir angekommen, irgendwie leer und erschöpft ein.

Am nächsten Tag fängt mich der Alltag wieder ein. Ich stürze mich in die Arbeit und entdecke im Laufe des Vormittags, daß ich mit meiner Hektik etwas wegwische; und ich merke, daß ich ein Stück Trauerarbeit zu leisten habe. Nicht Trauer um einen langjährigen Freund oder einen nahen Verwandten, sondern Trauer um einen Menschen, der mit mir sein Sterben geteilt hat, und der mir für mein Sterben ein Stück Angst weggenommen und ein Stück Hoffnung gegeben hat.

Zusammenfassung

Es wird über eine Sterbebegleitung bei einem sechsendreißig Jahre alten Krebspatienten berichtet, bei der Gestalttherapie und Arbeit mit kreativen Medien (Ton, Poesie, Farben) eingesetzt wurden, um Hilfen bei einer Integration des Lebens und bei der Lebensbilanz zu geben. Der Autor versucht, seine persönlichen Gedanken und Gestimmtheiten in dieser Begleitung mitzuteilen, um zu zeigen, daß Sterbeberatung heißt, ein Stück Wegs gemeinsam zu gehen, auf dem der Begleiter seiner eigenen Betroffenheit nicht entkommen kann und auf dem ihm keine professionelle Rolle hilft, wenn er in eine intersubjektive Beziehung eintritt und den Patienten nicht als Objekt behandelt. Anhand von Tonbandtranskripten wird die integrierende Wirkung von Gestaltdialogen, Imaginationsarbeit, Gestaltung mit Ton und Farben plastisch.

Summary

It is reported on a dying accompanying for a 36-year-old cancer patient applying Gestalt therapy and work with creative mediums (clay, poetry, colours) in order to help him to come to an integration and review of his life. The author tries to tell about his personal thoughts and moods in this accompanying. Thus he wants to show that dying guidance means to walk commonly over a distance where the companion cannot escape his own bewilderment, and no professional role could help him. Therefore, it is necessary to find an intersubjective relation and not to treat the patient like an object. Tape transcriptions illustrate the integrating effect of Gestalt dialogues, imagination and creating with clay and colours.

Literatur

- Ahnon, E., *Die Wahrheit am Krankenbett*, Pustet, München 1969.
Bubolz, E., *Methoden kreativer Therapie in einer integrativen Psychotherapie mit alten Menschen*, in: *Petzold, Bubolz* (1979)
Butler, R.N., *The life review: An interpretation of reminiscence in the aged*, *Psychiatry* 26 (1963) 65-76; dtsh. *dieses Heft*.

- Iljine, V. N.*, o.J. (1963). Szenarien Sterbender, Unveröffentl. MS, Institut St. Denis, Paris o.J. (1963).
- Krant, M.*, *Dying and Dignity: The meaning and controll of a personal death*, Ch. Thomas, Springfield 1974.
- Lewis, M., Butler, R.N.*, Life-review therapy: putting memories to work in individual and group psychotherapy, *Geriatrics* 29 (1974) 166-173.
- Petzold, H. G.*, G eragogie - nouvelle approche de l'éducation pour la vieillesse et dans la vieillesse, *Publ. de l'Institut St. Denis* 1 (1965) 4-10.
- Petzold, H. G.*, Das Therapeutische Theater V.N. Iljines in der Arbeit mit alten Menschen, *Zeitschr. f. Humanist. Psychol.* 4 (1979r) 105-119.
- Petzold, H. G., Buholz, E.*, Bildungsarbeit mit alten Menschen, Klett Stuttgart 1976.
- Petzold, H. G., Buholz, E.*, Psychotherapie mit alten Menschen, Junfermann, Paderborn 1979.
- Petzold, H. G., Orth, J.*, Integrative Poesietherapie, unveröffentl. MS 1979, ersch. in *Integrative Therapie* (in Vorbereitung).
- Schiffman, M.*, *Gestalt self therapy and further techniques for personal growth*, Menlo Park, Calif. 1971.
- Wittkowski, J.*, *Tod und Sterben. Ergebnisse der Thanatopsychologie*, Quelle & Meyer, Heidelberg 1978.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hilarion G. Petzold
 c/o EAG - FPI
 Wefelsen 5
 D - 42499 Hückeswagen